

CHRISTIANE SADLO

Wilde Wellen

Christiane Sadlo

Wilde Wellen

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2011 by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Logo lizenziert durch ZDF Enterprises GmbH

© ZDF 2011

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0405-2

www.blanvalet-verlag.de

Erstes Buch

DER SCHUSS

1

Als alles vorbei war, dachte Marie Lamare manchmal darüber nach, ob sie an jenem Septembermorgen vielleicht gar nicht aufgestanden wäre, wenn sie gewusst hätte, was passieren würde. Vielleicht hätte sie sich ja einfach auf ihrem Polizeirevier krank gemeldet, hätte sich umgedreht und weitergeschlafen. Den ganzen Tag. Es wäre gar nichts passiert, und ihr Leben wäre einfach so weitergegangen wie bisher. Alles, was sie sich bis dahin erträumt hatte, wäre in Erfüllung gegangen. Sie hätte Karriere als Polizei-Kommissarin gemacht, hätte Thomas geheiratet, ein paar nette Kinder bekommen, und die Familie hätte sich einen Hund und wahrscheinlich auch ein Kaninchen angeschafft. Und sie wäre glücklich gewesen bis ans Ende ihrer Tage. Unbehelligt von den Schatten einer Vergangenheit, von der sie bis zu diesem Tag nichts geahnt hatte und die nun mit unheimlicher Macht in ihr Leben drangen. Marie war an diesem herrlichen Morgen, der ihr geliebtes Paris in mildes Spätsommerlicht getaucht hatte, nicht im Bett geblieben, hatte sich nicht umgedreht, um weiterzuschlafen. Sie hatte ja nicht geahnt, was an diesem Tag passieren würde. Und dass er der letzte ihres alten Lebens sein würde.

Aus dem Bett zu springen, sich mit angehaltenem Atem unter die unberechenbare alte Dusche zu stellen, die je nach Laune zwischen eiskaltem und kochend heißem Wasser hin und her wechselte und an der sich schon ganze Horden von Klempnern die Zähne ausgebissen hatten, den Milchkaffee auf dem winzi-

gen Balkon hoch über den Dächern von Paris zu trinken, war ihr liebgewordenes Ritual. Selbst im Winter stand sie morgens auf ihrem Ausguck, hielt sich bibbernd an der alten, blau getupften Kaffeeschale fest, die sie an ihrem ersten Samstag in Paris auf einem Flohmarkt erstanden hatte. Sie war unendlich zufrieden, hier zu sein, in der Stadt ihrer Träume. Überhaupt, war sie nicht ein glücklicher Mensch? In Paris zu leben, einen interessanten Beruf zu haben, einen tollen Mann an ihrer Seite, davon hatte sie geträumt, seit sie als Teenager angefangen hatte, Pläne für ihre Zukunft zu machen. Monique, ihre Mutter, hatte immer ein wenig gelächelt, wenn Marie ihr die Pläne für ihre aufregende Zukunft ausgemalt hatte.

»Träume«, hatte sie gesagt. »Es ist gut, dass man sie hat. Aber ob sie sich erfüllen, liegt ausschließlich an dir.«

Monique hatte ihre Tochter ermuntert, sich ein tolles, aufregendes, erfülltes Leben auszumalen. Und dabei immer versucht, den bitteren Geschmack, der bei diesen Mutter-Tochter-Gesprächen in ihr aufgestiegen war, zu verbergen. Marie sollte nicht von ihr erfahren, wie schnell Träume sich in Luft auflösen können, wie schnell das Leben einen zwingen kann, ganz andere Wege zu gehen, als man sich je gedacht hatte.

»Du kannst alles erreichen, was du willst«, hatte sie zu ihrer Tochter gesagt. »Du darfst dich nur nicht beirren lassen und dein Ziel nicht aus den Augen verlieren.«

Wie immer, wenn sie an ihre Mutter dachte, stolperte Maries Herz ein, zwei Schläge lang. Und wie immer konnte sie einen winzigen Seufzer nicht unterdrücken. Monique war vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sie hatte nicht mehr erlebt, wie glücklich und zufrieden ihre Tochter in ihrem Pariser Leben war. Wie sehr hätte sie sich gefreut über Maries Aussichten, demnächst die Ausbildung zur Kriminalkommissarin anfangen zu können, wie sehr darüber, dass Marie in dem Banker Thomas Berger einen attraktiven, weltgewandten

Partner gefunden hatte, den sie bald heiraten würde. Das Wichtigste war für Monique gewesen, dass Marie ihren Weg unbelastet würde gehen können. Und bis zu diesem Tag hatte es so ausgesehen, als würde dies auch geschehen.

»Drei Tage London, Maman. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich darauf freue. – Ja, ich weiß, ich sollte endlich aufhören, mit einem Foto zu reden.« Marie verzog das Gesicht zu einem schuldbewussten Grinsen. Wie lange versuchte sie sich schon abzugewöhnen, mit dem Foto ihrer Mutter zu reden, das in der Küche an dem Büfett hing, das Marie als eines der wenigen Stücke aus dem Haushalt der Mutter mitgenommen hatte. Aber es war so schwer. Wenn sie dieses Foto ihrer Mutter ansah, war ihr die lebenslustige Frau mit den dunklen Augen einfach so nah. Und die Erinnerungen an ihr gemeinsames Leben so lebendig. Sie hörte deutlich Moniques schnelle, liebevolle Stimme, mit der sie, als Marie sieben war, dieses Küchenbüfett einem Elsässer Bauern abgeschwatzt hatte. Zusammen hatten sie in einer mühevollen Aktion die vielen Farbschichten, mit denen es über Generationen hinweg malträtirt worden war, abgebeizt, bis sie schließlich auf dem Holz angekommen waren. Auf Maries dringenden Wunsch war das hübsche Möbel anschließend liebevoll mit einer zarten hellblauen Lasur behandelt worden. Und es war eines dieser Stücke geworden, die einem sofort in den Sinn kommen, wenn man sich an einen bestimmten Ort erinnert. Für Marie gehörte das Wort »Zuhause« unbedingt mit der Erinnerung an dieses hellblaue Büfett zusammen, das den Mittelpunkt der gemütlichen Wohnküche in dem alten Fachwerkhaus in Colmar gebildet hatte.

Sie warf der hübschen Frau auf dem Foto eine Kusshand zu.

»Salut, Maman.«

»Ich wünsch dir einen schönen Tag, Marie«, schien Monique zu sagen. »Pass auf dich auf, Kind.« Wie oft hatte sie das gesagt. Als Marie sich morgens auf das Rad geschwungen hatte, um

über die kopfsteingepflasterten Straßen von Colmar zur Schule zu fahren. Als sie mit ihren Freunden in die Disko nach Straßburg gefahren war oder auf die Abiturientenreise nach Rom. Und immer wieder, wenn sie nach einem innigen Wochenende in Colmar in den Zug nach Paris gestiegen war, um in ihren Alltag als junge Polizistin zurückzukehren. Die Zeit war gekommen, in der Marie ihre Mutter nicht mehr hatte ausreden lassen.

»Natürlich pass ich auf mich auf«, war sie ihr ins Wort gefallen. »Aber du musst auch auf dich aufpassen.«

Sie hatten es sich gegenseitig versprochen. Und dann hatte sich Monique nicht an ihr Versprechen gehalten. Sie hatte auf einer Landstraße angehalten, um einem angefahrenen Kaninchen zu helfen. Und war von einem Auto, das sie übersehen hatte, erfasst worden.

Noch immer zog es Marie jedes Mal das Herz zusammen, wenn sie sich an den Anruf aus dem Krankenhaus erinnerte, in dem ihr ein fremder Arzt mitteilte, dass ihre Mutter gerade in die Klinik eingeliefert worden war, man sie aber leider nicht habe retten können. Monique Lamare war mit 55 Jahren gestorben. Viel zu jung. Viel zu früh. Marie hatte nicht nur ihre Mutter verloren, sondern auch ihre beste Freundin. Plötzlich stand sie allein da. Doch sie gestattete es der Trauer, die sie in eine dunkle Wolke der Einsamkeit zu hüllen drohte, nicht, die Oberhand in ihrem Leben zu gewinnen. Auch weil sie wusste, dass ihre Mutter das nicht gewollt hätte. Monique hatte versucht, ihre Tochter zu einer starken, selbstbewussten, lebensbejahenden jungen Frau zu erziehen. Und in diesen Tagen der Verzweiflung und des Unbehautseins zeigte es sich, dass es ihr gelungen war. Am Grab ihrer Mutter in dem alten, verwunschenen Friedhof auf einem Hügel über Colmar, von dem man weit in das grüne Land sehen konnte, versprach Marie ihrer Mutter, dass sie sich jetzt nicht aufgeben würde. Sie versprach, dass sie jeden Tag ihres Lebens bewusst und neugierig angehen und das Best-

mögliche aus dem machen würde, was ihre Mutter ihr mitgegeben hatte.

»Ich versprech dir, ich pass auf mich auf.« Marie lächelte ihrer Mutter zu, schlüpfte in ihre Uniformjacke, schloss die Balkontür, nahm die kleine gepackte Reisetasche und verließ die winzige Dachwohnung. Sie bemerkte nicht, dass durch den Schwung, mit dem sie die alte Holztür hinter sich zuknallte, das blaue Büfett erzitterte. Das Foto von Monique trudelte zu Boden. Langsam, wie die gelben Blätter des Ahorns, der vor Maries Haus stand. Marie, die das dunkle Treppenhaus, wie immer zwei Stufen nehmend, hinuntereilte, hielt auf dem Treppenabsatz zwischen dem dritten und dem zweiten Stock plötzlich inne. Stand einen Moment still. Lauschte. War da nicht ein Geräusch gewesen? Wie ein weit entfernter Schrei? Doch da war nichts zu hören. Als sie etwas am Bein berührte, zuckte sie zusammen. Doch es war nur Miou, die Katze von Madame Pigall aus dem Dritten, die vorwurfsvoll maunzend zu ihr hochsah.

»Miou, ich hab heute nichts für dich. Tut mir leid.« Erleichtert streichelte sie kurz über das glänzend schwarze Fell der Katze, das sich knisternd aufrichtete. »Wenn ich aus London zurück bin, gibt's was Leckeres. Versprochen.«

Als sie eine halbe Minute später zu Jean Marais in den Streifenwagen stieg, hatte sie den kleinen Schauer, der ihr im Treppenhaus über den Rücken gelaufen war, schon wieder vergessen. Sie ahnte nicht, dass es fast einen Monat dauern würde, bis sie wieder in ihre geliebte Wohnung und in ihr Leben zurückkehrte. Und dass dann nichts mehr sein würde wie früher.

Leon Menec stand auf der Terrasse des Schlosses und starrte auf die tiefschwarze Wolkenwand, die der Sturm über die tobenden Wellen des Atlantiks auf das Land zu trieb. Die Farbe des Meeres hatte sich in Minutenschnelle von aquamarinfarbenem Blau über giftgrelles Grün in ein drohendes Schwarz verwandelt, gekrönt von weiß schäumenden Spitzen. Möwen tanzten ihre eleganten Tänze über dem brodelnden Wasser, unbeirrt von der elektrischen Spannung, mit der sich die Atmosphäre über der felsigen Landspitze Pointe de la Torche auflud. Ein einsamer Surfer jagte auf den Wellenkämmen der felsigen Küste entgegen; er stand auf dem Board so sicher wie andere Leute auf dem Teppich in ihrer Wohnung. Mann und Brett waren eine schwerelose Einheit, die in vollendeter Leichtigkeit den Gewalten der Naturen zu trotzen schienen. Leon beobachtete seinen Sohn mit einer Mischung aus Stolz und Sorge. Er liebte diesen schmalen, durchtrainierten, jungen Mann mit jeder Faser seines Herzens. War er doch wie ein Geschenk des Himmels vor zweiundzwanzig Jahren in sein Leben gekommen. Ein unverdientes Geschenk. In einer Zeit, in der Leons Leben unter der Schuld, die er auf sich geladen hatte, zu zerbrechen drohte, hatte das Baby Caspar mit seiner winzigen Hand nach Leons Finger gegriffen. Hatte ihn mit festem Griff umklammert, und es war ihm, als hätte er ihn nie mehr losgelassen. Die Erinnerung an den bezaubernden kleinen Jungen, der sich mir nichts, dir nichts in sein erstarrtes Herz geschmuggelt hatte, brachte ein Lächeln auf das asketische Gesicht des großen Mannes. Caspar war seine Rettung gewesen. Der zarte Junge mit dem ungebärdigen Blondschopf und den großen blauen Augen hatte Leon wieder fest im Leben verankert. Durch ihn hatte sein Leben wieder einen Sinn bekommen. Durch ihn hatte er gelernt, mit der Schuld zu leben.

Auch wenn diese Schuld, die so drückend auf ihm lastete, in all den Jahren, die seit dem Untergang der *Helena* vergangen waren, nicht leichter geworden war.

Fünfundzwanzig Jahre war es nun her – er hatte gerade seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert –, da hatte er auf dieser Terrasse gestanden. Im peitschenden Regen, hin und her gerissen von wilden Windböen, hatte er sich an die steinerne Brüstung geklammert und gehofft, dass alles gut würde. Der Tag war mit dem ersten Sturm des Herbstes gegangen, die Nacht hatte unter donnerndem Gebrause Mond und Gestirne verhüllt. Und dann war da plötzlich dieser neue Ton gewesen. Ganz fern zuerst, kaum vernehmbar in der Wucht der Naturgewalten, ein leises Stöhnen. Das angeschwollen war zu einem gequälten, vielstimmigen Todesschrei. Dem Schrei von zwölf Männern, die um ihr Leben gekämpft und es in der Unendlichkeit der Nacht verloren hatten. Als am anderen Morgen über der Stille des Meeres, das nach dem Sturm glatt wie ein seidenes Tuch dalag, eine glühende Sonne aufgegangen war, hatte Leon gewusst, dass er das riskante Spiel, das er gespielt hatte, gewonnen hatte. Der Todesschrei der zwölf Männer aber, die beim Untergang der *Helena* das Leben verloren hatten, würde ihn von nun an durch sein Leben begleiten. Jede Stunde. Bis zu seinem Tod.

Claire Menec stand am Fenster und beobachtete ihren Mann. Die attraktive blonde Frau, die in ihren dunkelblauen Jeans und der weißen Bluse aussah wie ein Model, strich sich nervös eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wie jedes Jahr am vierten September wünschte sie sich, sie könnte einfach hinausgehen auf die Terrasse, ihren Mann am Arm nehmen und in das sichere Haus zurückbringen, in dem sie seit mehr als zwanzig Jahren mit ihm lebte. Wieso konnte er nicht endlich vergessen? Sie hasste die Macht, die die Erinnerung über Leon hatte. Sie wünschte sich,

er könnte endlich aufhören, sich zu quälen. Das Leben genießen, hier und jetzt. Mit ihr. Mit Caspar. Doch sie wusste, dass sie keine Chance gegen die Erinnerung dieser Nacht hatte. Am Anfang ihrer Ehe hatte sie ein paar Mal versucht, Leon an diesem vierten September abzulenken von seinen trüben Gedanken. Sie hatte ihn nach London gelockt zu »Cats«. In die große Kandinsky-Ausstellung nach Wien. Sie hatte eine Kreuzfahrt ans Nordkap gebucht. Einen Tauchurlaub auf den Malediven. Und am Ende hatte sie eingesehen, dass nichts die Schatten der Erinnerung übertünchen konnte. Sie konnte nichts tun, als abzuwarten, bis es vorüber war. Jedes Jahr wieder.

Das Telefon riss sie aus ihren Gedanken.

»Claire Menec.« Es war der Anruf, auf den sie seit Tagen gewartet hatte.

»Heute Abend«, sagte die Stimme eines Mannes. Sie klang jung. Merkwürdig verschwommen. »Heute Abend ist der geeignete Zeitpunkt.« Einen Moment lang schloss Claire die Augen. Ihr Atem ging schneller. War das wirklich der richtige Zeitpunkt? Ausgerechnet der vierte September? Aber wieso nicht? Einmal musste es geschehen. Warum also nicht heute?

»Gut«, sagte sie. »Rufen Sie mich an, wenn es vorbei ist.«

»Und das Geld?« Der Anrufer hatte Mühe, die Worte klar herauszubekommen. Sie zögerte. War er überhaupt in der Lage, den Auftrag auszuführen? Aber sie hatte keine Wahl. Immerhin war ihr der Mann empfohlen worden.

»Sobald ich weiß, dass Sie den Auftrag erfolgreich ausgeführt haben, bekommen Sie den Rest.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Claire fürchtete schon, dass der Mann aufgelegt hatte.

»Okay. Sie können es schon mal bereitlegen, Lady. Ich melde mich.«

Er legte auf, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Als Claire das Telefon auf den gläsernen Esstisch legte, der in dem großen, mit schönen alten Möbeln bestückten Raum einen modernen Mittelpunkt bildete, wunderte sie sich, dass ihre Hand nicht zitterte. Für einen Moment berührte sie die kühle Oberfläche der Tischplatte. Wie lange hatte sie Leon damals bitten müssen, den riesigen Eichentisch, der mit seiner dunklen Schwere den ganzen Raum dominiert hatte, zu entfernen und durch das moderne, leichte Designerstück aus Glas zu ersetzen. Aber letzten Endes war es gewesen wie immer: Leon hatte sich ihrem Wunsch gebeugt.

Die vergoldete Kaminuhr schlug sechs. Für halb acht hatte Claire einen Tisch im »Café du Port« bestellt. Sie hoffte, dass Michel Dumonts berühmte Fischsuppe Leon auf andere Gedanken bringen würde. Dazu ein, zwei Gläser Rotwein aus Michels hervorragend bestücktem Weinkeller. Und die Nacht würde sich ertragen lassen. Leon würde vielleicht ein Glas zu viel trinken, wie jedes Jahr an diesem Tag, sie selbst würde wie immer nur Wasser trinken.

»Einer muss ja einen klaren Kopf behalten«, lachte sie immer, wenn sie hastig die Hand auf ihr Glas legte und verhinderte, dass Michel nachschenkte. Dass sie in Wahrheit nichts mehr fürchtete, als die Kontrolle über sich oder die anderen zu verlieren, das wusste nur sie.

3

In dem kleinen Park hinter der Pariser Oper gab Hubert Polin der älteren Dame das Telefon zurück, der er vorgejammert hatte, dass es einen Notfall gebe und er ganz dringend telefonieren müsse. Es hatte all seine Überzeugungskraft gebraucht, die Frau

dazu zu überreden, ihm ihr Mobiltelefon zu leihen. Aber es war Hubert gelungen, den Rest jenes jungenhaften Charmes zusammenzukratzen, der ihm vor Jahren ein paar Jobs als Model in Paris beschert hatte. Lange war das her. Gefühlte hundert Jahre. Dieses andere Leben in Glanz und Glamour. Heute war Hubert ein heruntergekommener Zwanzigjähriger, drogenabhängig, krank, verloren. Sein Haar hing ihm verfilzt in die Stirn, sein Blick war stumpf, seine Haut grau. Er zitterte am ganzen Leib.

»Geht es Ihnen nicht gut?« Es war der älteren Dame anzusehen, dass ihr vor dem jungen Mann ein wenig grauste.

»Sie sollten einen Arzt aufsuchen, junger Mann.«

»Was ich brauch, krieg ich nicht vom Arzt.«

»Haben Sie denn niemanden, der sich um sie kümmert? Wenn Sie wollen, nehmen Sie doch das Telefon noch einmal und rufen Sie jemanden an. Ihre Mutter vielleicht. Oder Ihre Freundin. Sie haben doch eine Freundin?«

Hubert war genervt.

»Sorry, Lady, kann nicht mehr mit Ihnen plaudern. Muss los. Hab einen Termin. Ein Job, wissen Sie?«

Er spreizte die Finger zum Victory-Zeichen und schlenderte durch den kleinen Park, in dem die Blätter schon anfangen, sich bunt zu verfärben, davon.

Er gab sich große Mühe, gerade zu gehen. Könnte ja sein, dass die Alte aus lauter Sorge einen Krankenwagen rief, wenn sie sah, wie schwach er auf den Beinen war. Oder gleich die Polizei. Bevor er den Ausgang des Parks erreichte, drehte er sich nochmals um. Doch die Frau, die sich gerade noch Sorgen um ihn gemacht zu haben schien, war verschwunden. Wahrscheinlich schon auf dem Weg in ihre gepflegte Wohnung im achtzehnten Arrondissement. Oder zum Fünfuhrtee mit ihren reichen Freundinnen im Ritz. Hubert verzog das Gesicht. Er kramte in den Taschen seiner schmuddeligen Anzugjacke, die er vor ein paar Monaten aus einem Klamottencontainer gezogen hatte,

und fand schließlich, was er suchte. Verstohlen warf er ein paar Pillen ein. Die brauchte er jetzt auch dringend. Schließlich musste er sich konzentrieren bei seinem Job. Es durfte nichts schiefgehen, sonst würde er den Rest der Kohle nicht bekommen. Die Pillen wirkten schnell. Schon kam die Power zurück. Jetzt die Karre. Er brauchte ein Auto. Sofort. Sonst würde es nicht klappen. Er schlenderte lässig an den geparkten Autos der Rue de Chatillon entlang. Alles teure Wagen, die mit Sicherheit eine Alarmanlage hatten. Doch da, das junge Paar, das seinen alten Citroën gerade einparkte. Baujahr 1975, vermutete Hubert. Ziemlich vergammelt. Also sicher keine Alarmanlage. Das Paar holte die Kinder aus dem Auto, ein quengeliges Baby und eine maulige Fünfjährige, die darauf bestand, jetzt und zwar sofort ein Eis zu bekommen. Die jungen Eltern waren so genervt, dass sie sogar vergaßen, das Auto abzusperren.

Hubert wartete ab, bis die kleine Familie im Park verschwunden war. In das rote Auto zu steigen, es kurzzuschließen und wegzufahren, war die Sache von ein paar Sekunden. Aufatmend rückte er sich auf dem Sitz zurecht. Lief doch alles gut. Nur noch ein paar Stunden, und er konnte wieder anfangen zu leben. Er griff in seinen Hosenbund, holte eine Pistole heraus. Nicht besonders groß. Aber sie drückte ihn beim Sitzen. Er legte sie neben sich auf den Fahrersitz. Wow, im Fußraum lag der Einkauf des jungen Paares. Baguette, Obst. Und eine Flasche Whisky. Schottischer. Immerhin – Geschmack hatten sie. Er öffnete die Flasche mit den Zähnen, während er sich in den Feierabendverkehr einfädelt, und nahm einen großen Schluck. Wunderbar, wie das Feuerwasser die Kehle hinunter lief. Er machte das Radio an. Freddy Mercury sang sein ewiges Lied von der Liebe: »No One But You.« Hubert sang mit und trank weiter. Die Musik stellte er auf brüllend laut. Die Sonne ging in einem gigantischen Schauspiel hinter der Kuppel von Sacré Cœur unter. Hubert Polin, der Junkie, gab in seinem gestohlenen Auto Gas.

»Genau deswegen bin ich nach Paris gekommen.« Marie strahlte Jean an, als sie aus dem kleinen Tabakladen kamen, in dem es mal wieder einen Diebstahl gegeben hatte.

»Dieses Licht, diese Luft. Gott, ist das eine herrliche Stadt.« Sie sah sein Grinsen. »Lach mich nicht aus. Ich weiß, dass ich das schon tausendmal gesagt habe. Aber ich kann nichts dafür. Mann, Jean, es ist einfach so geil hier.«

Jean lachte laut auf. Maries ungetrübte Begeisterung für Paris amüsierte ihn jedes Mal. Natürlich war es ihm klar, dass ein Mädchen aus der Provinz die Stadt, in der er aufgewachsen war und die er wie seine Jeanstasche kannte, mit anderen Augen sah als er. Aber auch noch nach fünf Jahren? Sie hatte es in ihrem Job doch nun wahrlich nicht mit den glamourösen Seiten der Stadt zu tun, im Gegenteil. Es waren die finsternen, trostlosen Ecken, in die man sie rief.

Vom ersten Tag an, als sie ihm auf dem Streifenwagen zugeteilt worden war, hatte er diese junge Kollegin gemocht. Nicht nur weil sie sich so offen und unverhohlen darüber freute, einen Job als Polizistin in Paris ergattert zu haben, sondern weil sie ihr Leben so begeistert und optimistisch in die Hand nahm. Obwohl sie in dieser Kleinstadt im Elsass aufgewachsen war, hatte sie sich keine Sekunde vom Pariser Großstadtleben einschüchtern lassen. In allem konnte sie etwas Positives sehen. Ihre winzige Dachwohnung, die jedem anderen Beklemmungen einjagen würde, hatte sie zu ihrem Vogelnest über den Dächern von Paris erklärt, die Touristenmassen, die sich Tag für Tag durch die Straßen wälzten, sah sie als eine ständige Liebeserklärung an ihre Stadt an, und selbst wenn sie im Verkehrschaos wieder einmal stecken blieben, ließ sie sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern sah es als willkommene Gelegenheit, sich mit den Schön-

heiten der Häuser im Detail vertraut zu machen. Und auch wenn sie die untergehende Sonne über Sacré Cœur schon Hunderte von Malen gesehen hatte, für Marie war es jedes Mal ein Ereignis, in das man sich schwelgend fallen lassen konnte. Ihre braunen Augen glühten, ihr hübsches Mädchengesicht strahlte vor Lebensfreude.

»Was ich allerdings nicht verstehe, wenn du Paris so herrlich findest: Wieso fliegst du dann heute schon wieder nach London? London, Marie. Grau. Verregnet. Dreckig. Und dieses Essen ...«

Jean wusste genau, dass sie nicht der Stadt wegen nach London fliegen würde.

»Mir wäre es doch auch lieber, wenn Thomas hier arbeiten würde. Aber was soll ich machen? Der Mann meines Lebens hat seinen Traumjob nun mal in London gefunden. Also gibt's am Wochenende eben Fish und Chips.«

Sie stiegen in den Streifenwagen. Noch zwei Stunden, und Marie würde im Flieger zu ihrem Liebsten sitzen. Sie seufzte leise. Klar, das war kein idealer Zustand, diese Wochenendbeziehung diesseits und jenseits des Ärmelkanals. Aber Thomas hatte den Job als Banker gerade erst angetreten, als er Marie auf einem Fest kennenlernte. Er hatte lange auf so eine Chance gewartet, und Jobs dieser Art waren nun mal rar. Er konnte ihn nicht so einfach aufgeben, nur weil er sich in eine Frau verliebt hatte, die zufällig in Paris wohnte. Und Marie war nun mal Polizistin. Sie konnte in England nicht arbeiten. Mal ganz abgesehen davon, dass sie überzeugt war, dass sie sowieso nirgendwo anders als in Paris würde leben können. Es war schon erstaunlich, wie innerhalb eines Jahres aus dem jungen Mädchen aus der Provinz, das eine traumhafte Kindheit zwischen Weinbergen und alten Obstgärten verbracht hatte, mit Hunden und Katzen, dem Kaninchen Rosalie und der zahmen Elster Hanna, die aus dem Nest gefallen war und von Marie großgezogen wurde, eine richtige Großstadtbewohnerin geworden war. Eine Pariserin, die sich au-

ßerhalb ihres Dienstes lässig durch die Straßen der Stadt bewegte, als hätte sie nie woanders gelebt. Manchmal, wenn sie abends in ihr Vogelnest über den Dächern der Stadt zurückkehrte und sich mit einem Glas Wein auf den Balkon setzte, der die Größe eines Puppenwagens hatte, schickte sie ein kurzes Dankgebet zum Himmel. Wer auch immer dafür verantwortlich war, dass sie es im Leben so gut getroffen hatte, sie war ihm unendlich dankbar. Toller Job, tolle Wohnung, toller Mann, das alles in der Stadt ihrer Träume. Was wollte sie mehr? Der einzige Schmerz, den sie in ihrem Herzen verborgen mit sich trug, war die Tatsache, dass ihre Mutter nicht mehr bei ihr war.

»Wie wär's, wenn ich den Bericht schreibe, und du fährst gleich zum Flughafen?« Jeans Stimme riss Marie aus ihren Erinnerungen. Wie nett dieser Mann war. Fast wie ein Bruder, der sich um seine kleine, verliebte Schwester kümmerte. Dabei hatte er doch selbst vor, übers Wochenende wegzufahren. Seit sein Vater einen Schlaganfall erlitten hatte, versuchte Jean, seine Eltern, die in der Nähe von Vichy wohnten, so oft wie möglich zu besuchen.

»Quatsch, wir machen das schnell zusammen. Dann kommen wir beide gleichzeitig weg.«

»Aber es würde mir nichts ausmachen, ich ...«

Marie legte die Hand auf Jeans Unterarm, grinste ihn an.

»Du bist süß, Jean, aber es ist nicht nötig, dass du mir zu liebe immer die Drecksarbeit machst.«

Marie wusste, wie sehr Jean, der mit Leib und Seele Streifenpolizist war, es hasste, am Computer zu sitzen und Berichte zu schreiben. Sein Ding war die Straße. Hier fühlte er sich wohl, hier konnte er das tun, was ihm am meisten lag: mit Menschen umgehen. Mit harmlosen Passanten, kleinen Gaunern, Touristen, Jugendlichen, Kindern. Das war die Welt, in der er sich wohl fühlte, sein Zuhause. Er hatte nie geheiratet, aber immer das Gefühl gehabt, eine Familie zu haben. Sie lebte auf den Straßen und Plätzen von Paris.

Während sie sich durch die enge Rue d'Anjou quälten, um von ihr aus in den Boulevard Hausmann einzubiegen, in dem ihr Polizeirevier lag, achtete Jean nicht weiter auf den alten dunkelroten Citroën, der ihnen entgegenkam. Marie allerdings sah kurz den jungen Mann, der den Citroën steuerte.

»Hey, hast du das gesehen? Ich glaube, der hat grade einen fetten Schluck aus einer Whiskyflasche genommen. Ich dreh um; den sehen wir uns an.«

Jean sah auf die Uhr.

»Dann kannst du deinen Flieger aber vergessen. Komm, lassen wir ihn laufen. Wahrscheinlich war das gar kein Whisky.«

»Du meinst, der Typ trinkt Apfelsaft aus einer Whiskyflasche?«

Es war klar, dass er keine Lust hatte, den Übeltäter zu verfolgen.

»Ich sag den Kollegen Bescheid. Hast du die Nummer von dem Typen gesehen?«

Marie schüttelte den Kopf. »Aber es war ein Citroën, ziemlich altes Modell. Dunkelrot. Er muss wenigstens überprüft werden.«

Plötzlich schauderte es sie.

»Ich hab keine Ahnung, aber vielleicht... Wenn es wirklich Whisky war... Der Typ ist vielleicht gefährlich. Ich will nicht, dass er am Ende jemanden totfährt, bloß weil wir ihn nicht gestoppt haben«

»Frauen! Dass ihr immer gleich an das Schlimmste denkt. Wahrscheinlich hat der Typ seinen Wagen schon längst abgestellt und liegt mit seiner Liebsten in der Falle. Es ist Freitagabend, Marie. Wieso sollten wir ihm den Spaß verderben?«

Marie runzelte die Stirn. Sie drehte sich um, versuchte, das Auto noch zu sehen. Doch der rote Citroën war verschwunden.

»Okay, wahrscheinlich hast du mal wieder recht.« Sie steuerte den Streifenwagen in den Hof des Polizeireviere.

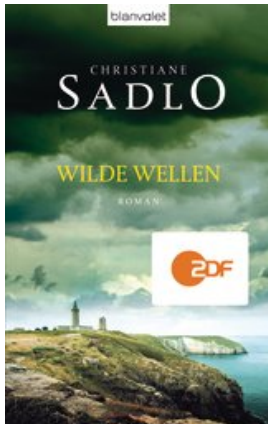
In Gedanken war sie schon bei Thomas in London.

Der Sturm hatte die französische Westküste erreicht. Die Wellen krachten meterhoch an die felsige Küste, erreichten sogar die Terrasse des trutzigen Schlosses, in dem Leon mit seiner kleinen Familie lebte. Im düsteren Zwielflicht des Gewitters, aus dem giftig die Blitze schlugen, sah es aus wie die Location eines amerikanischen Vampirfilms. Eine Sekunde bevor sich auch die Schleusen des Himmels öffneten und der Regen Leon Menec durchnässen konnte, öffnete er die schmale hohe Terrassentür einen Spalt breit und schlüpfte ins Innere des Schlosses. Nachtschwarz war es mit einem Mal geworden, kaum einen Meter weit konnte man noch sehen. Alles versank in den Fluten des Wolkenbruchs. Nie war die Bezeichnung dieser westlichsten, französischen Region »Finistère« so gerechtfertigt wie in solchen Momenten. Hier hörte die Welt tatsächlich auf. Nichts war mehr zu sehen. Die felsige Küste nicht mehr, die weiten Sandstrände nicht und auch nicht das Meer, dessen Farbe und Substanz sich nun mit den Fluten des Himmels zu verbinden schienen.

Im Kamin prasselte ein Feuer, ein paar Kerzen brannten auf dem Tisch, die kleinen Lampen mit den geblühten Schirmen, die auf den Beistelltischen neben den gemütlichen Sofas standen, verbreiteten eine Wärme, die im krassen Gegensatz zur tobenden Natur draußen stand.

Leon schenkte sich ein Glas des alten Armagnacs ein, den er letztes Jahr von seinen Angestellten in der Fischfabrik zum Geburtstag bekommen hatte. Gerade als er das Glas zum Mund führen wollte, krachte etwas mit großer Wucht gegen eines der Fenster. Das Glas drohte ihm aus der Hand zu rutschen. Doch schon hatte er sich wieder in der Gewalt. Es war sicher nur eine starke Windböe gewesen, die am Fenster gerüttelt hatte, oder

ein großer Schwall Regen. Trotzdem ging er zum Fenster, versuchte in der Schwärze des Unwetters etwas zu erkennen. Lag da nicht etwas vor dem Fenster? Etwas Dunkles? Er zögerte. Trank einen Schluck Armagnac. Es war plötzlich sehr heiß im Salon. Er lockerte die Krawatte. In einem plötzlichen Entschluss öffnete er die Terrassentür. Schlüpfte noch einmal hinaus auf die Terrasse. Die wütende Wucht des Unwetters nahm ihm den Atem, der Sturm drückte ihn gegen die Mauern des Schlosses. Und da sah er, dass es ein großer Rabe war, der im Sturm gegen das Fenster geschleudert worden war. Mit ausgebreiteten Flügeln lag er da. Der Aufprall am Fenster musste ihm das Genick gebrochen haben. Sein Kopf lag unnatürlich verrenkt neben seinem Körper, die Augen blickten starr in den Regen. Das glänzende Gefieder wurde durch den Sturm zerrupft. Das Tier war eindeutig tot. Leon konnte den Blick nicht von dem Vogel wenden. Obwohl er wusste, dass er ihm nicht mehr helfen konnte, tastete er sich, gegen den Wind ankämpfend, an der Mauer entlang hin zu ihm. Es war, als würde ihn etwas unwiderstehlich zu dem Tier hinziehen. Als er es erreicht hatte, bückte er sich und streckte die Hand nach dem Raben aus. Er musste ihn berühren. Er musste ihn wegschaffen aus dem Unwetter, er musste ... In diesem Augenblick, seine Finger erspürten schon fast das nasse Gefieder des Vogels, ging ein Ruck durch das Tier. Es hob seinen Kopf. Seine schwarzen Augen starrten Leon an. Der Rabe breitete die Flügel aus und entschwand im Bruchteil einer Sekunde in der Schwärze des Regens. Leon rang nach Luft. Obwohl er sich sagte, dass er sich eben getäuscht hatte, dass der Rabe durch den Aufprall am Fenster wohl nur bewusstlos gewesen war, konnte er nicht verhindern, dass ein Schauer durch seinen Körper kroch. Sein Blick bohrte sich in die Dunkelheit, in der sich der Rabe längst verloren hatte. Es gefiel ihm nicht, dass ihn der Anblick des schwarzen Vogels so aus der Fassung gebracht hatte. Raben galten in der Mythologie als weise Vögel,



Christiane Sadlo

Wilde Wellen

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0405-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2011

Vor der Kulisse der Bretagne entfaltet sich ein Familiendrama voller Spannung und Leidenschaft

In Paris erschießt die Polizistin Marie Lamare in Notwehr einen Amokläufer. Selbst verletzt, wird sie von dem jungen Archäologen Paul Racine gerettet und überlebt nur knapp. Dieser Vorfall wird ihr Leben für immer verändern und führt sie zurück zu ihren Wurzeln, die in der Bretagne liegen. An der rauen, zerklüfteten Küste des Atlantiks laufen alle Fäden zusammen: Das Schicksal zweier Familien ist durch Liebe, Hass, Eifersucht und Gier auf ewig verbunden. Viele Hindernisse müssen überwunden werden, bis Marie mit ihrer neu gewonnenen Liebe Paul im harschen Klima von Finistère – dem Ende der Welt – glücklich werden kann.